

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 58.

Berlin, Sonnabend den 15. Mai

1847.

Frankreich.

Eine neu aufgefundenene Handschrift Voltaire's.

Die seit dem vorigen Jahre von den Gebrüdern Firmin Didot heraus-
gegebene Monatschrift Nouvelle Revue Encyclopédique ist in Deutschland
noch sehr wenig bekannt, obwohl sie es in den verschiedensten Kreisen zu seyn
verdient, da sie unter der Mitwirkung der achtbarsten Gelehrten Frankreichs
und des Auslandes einen hervorragenden Rang auf dem Gebiete der kritischen
Journalistik der Franzosen einnimmt, man darf sagen in der kritischen Lite-
ratur überhaupt, wenn man nicht zu denjenigen gehört, die gründlich tief
sind, aber hoch, mit gewohnter Bornehmtheit, auf den Fleiß der Fremde
hinabsehen. Diese Revue, in vieler Beziehung den Heidelberger Jahrbüchern
gleichend, schließt keine irgend werthvolle Erscheinung der Wissenschaft von
dem Kreise ihrer Beurtheilung aus. Ihre Anzeigen sind so mannigfaltig, daß
alle Leserklassen ihre Häupter darin finden, während sie andererseits nicht durch
Breite abschrecken oder ermüden. Außer den kurzen Anzeigen enthält jedes
Heft noch reiche Zugaben von Allerlei in Bezug auf wichtige Handschriften,
literarische Entdeckungen, bibliographische Merkwürdigkeiten etc.

Das Februar-Heft enthält in dieser Abtheilung einen Brief von Brunet
über eine ganz unbekannt gebliebene Ausgabe des Pantagruel; Aufsätze über
ein noch unedirtes Tagebuch von Galland und über eine autographische
Handschrift von Voltaire, dessen Einnahmen und Ausgaben betreffend,
welche so eben ans Tageslicht gekommen. Der Verfasser des letztgedachten
Aufsatzes sagt hierüber folgendes:

„Voltaire hat sich selbst der Mühe unterzogen, uns über seine Ein-
nahmen und Ausgaben aufzuklären, indem er eigenhändig eine große Anzahl
von Notizen darüber in einem Büchlein von Oktavformat von ungefähr (!)
30 Seiten, davon aber einige unbeschrieben, niedergelegt. Dieses kostbare
Manuskript, welches so eben von der königlichen Bibliothek angekauft wor-
den“), giebt uns einige bestimmte Nachweise sowohl über die Renten Vol-
taire's, als über die Anlegung seiner Kapitalien, über die gewöhnlichen Aus-
gaben seines Hauses und über die bedeutenden Ersparnisse, die er gesam-
melt... Das vorliegende Manuskript enthält auch manche Anekdoten, die
man nicht gleichgültig lesen wird.“

Wodurch aber der Werth dieses Fundes außerordentlich erhöht wird, das
ist, daß durch einen merkwürdigen Zufall in diesem Verzeichniß zwei große
Quartblätter, ganz von der Hand Friedrich's des Großen be-
schrieben, gefunden worden, welche die ursprüngliche Vorrede
des Anti-Machiavelli enthalten. Bekanntlich hat Voltaire dieses
Erstlingswerk Friedrich's durchgesehen und zum Drucke befördert.“)

Für spätere Biographen Voltaire's ist die Benutzung dieser merkwürdigen
Urkunde eine dringende Pflicht. Es ist ja ein noch unentschiedener Streit,
auf welche Weise Voltaire zu so großem Vermögen gelangen konnte und wel-
chen Gebrauch er davon machte, und während die Verfolger seines Namens
behaupten, er habe in Sanssouci die Wachposten seines königlichen Wirtshaus
heimlich in die Tasche gesteckt, Juwelieren falsche Steine für gestohlene echte
Diamanten zurückgegeben und mit ihm anvertrauten Handschriften unehrlichen
Handel getrieben, weisen dagegen die begeisterten Verehrer auf die großen
Einkünfte hin, die ihm sein Genie und sein Fleiß zuführen mußten, und auf
die lange Reihe von Handlungen seines wohlthätigen Sinnes und von men-
schenfreundlichen Opfern, die er gebracht. In dem aufgefundenen Büchlein
erhält man unzweideutige Aufschlüsse über seine Vermögens-Umstände und
erfährt man zugleich manches historisch Nützliche über Zeitgenossen, die mit
dem berühmten Gutsheeren von Ferney in Geschäftsverbindung gestanden.“)

Hier mag es genügen, auf die Bedeutsamkeit des Dokuments für die Kennt-

*) Wie oben statt ungefähr der Verf. die ganz bestimmte Seitenzahl hätte ange-
ben sollen, da er es doch gewiß konnte, so hätte er uns hier sagen sollen, von wem die
königl. Bibliothek das Manuskript gekauft hat, was er doch wahrscheinlich konnte.

**) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß bei der jetzt erscheinenden neuen Aus-
gabe der sämtlichen Werke Friedrich's II. zum „Antimachiavel“ die eigenhändige Hand-
schrift des großen Königs benutzt wird. Sonderbarerweise ist die Hälfte des Exemplars
im Geheimen Archiv, während die andere Hälfte im Besitze eines Privatmannes, des
Herrn Benno Friedländer, ist. Ob die bei Voltaire gefundene Vorrede ein fehlender
Theil der hiesigen Handschrift ist, oder ob Friedrich sie zweimal geschrieben hat, wird wohl
zunächst Herr Professor Preuss entscheiden müssen. Besser wäre es, wenn man, statt der
Vorrede, die nun doppelt da ist, das zweite Kapitel aufgefunden hätte; es fehlt dieses
leider in dem Berliner Exemplar, wie wir hören.

***) Freilich ist hieraus nicht mehr zu ermitteln, wie Voltaire zu dem großen Vermögen
gekommen ist, über welches er im Jahre 1775, also drei Jahre vor seinem Tode, verfügt,
und es bleibt der Konjektur, dem Lobe und dem Tadel immer noch Feld genug übrig.

nis des Lebens und Wirkens Voltaire's hingewiesen zu haben, doch wird man
uns gern gestatten, auch einige Proben daraus vorzulegen; sie werden hin-
reichen, eine Anerkennung der Wichtigkeit des Schriftchens zu bewirken. Die
erste Seite ist überschrieben:

„Etat der Renten im Monat Juli 1775.“

Auf das Rathhaus (sur l'hôtel de ville)	14,023 Livres.
die Ostindische Compagnie	11,566 „
Erbschaft Guise	2,500 „
Marshall Richelieu	4,000 „
Herzog von Orleans	1,200 „
Herrn v. Tartre	3,000 „
Herzog von Bouillon	3,250 „
Generalpächter Marchand	6,500 „
Erben Billars	2,100 „
Lezeau de Rouen	2,300 „
Destins Maulevins	2,000 „
Saint Tropes (Erbschaft Guébriant)	540 „
Dauneville-Frémont	2,000 „
den Bankerott Bernard, Surintendant der Königin	500 „
Herrn von Neuilli zu Dijon (rentes foncières)	1,000 „
Anleihen der 160 Millionen	12,000 „
Herzog von Württemberg	62,500 „
Kurfürsten von der Pfalz	13,000 „
Ferney und Umgegend	15,000 „
Notar Duclos	12,000 „
Scherer & Bergne	4,800 „
Baum	1,200 „
Summe	176,981 ^{*)} Liv.“

Vom Herzoge von Württemberg hatte er außerdem gut eine Summe von
70,000 und vom Herzog von Candale 13,000 Livres, welche beide Sum-
men natürlich nicht zu den jährlichen Renten zu rechnen waren. Von den ge-
nannten 176,981 Liv. müssen abgerechnet werden 8,481 für die Abgabe von
5 pCt. an die Regierung und andere Kosten. Das Autograph sagt weiter,
daß aus dieser Einnahme verwendet werden:

„Für meine Neffen	3,600 Livres.
die Haushaltung (pour les dépenses par an)	40,000 „
den Pfarrer	800 „
Almosen	1,000 „
(beide letztere Posten sehr mager!) Summe	45,400 Liv.“

Zu dem enormen Ueberschusse muß man noch bedeutende Summen rechnen,
die er im Portefeuille hatte, und besonders sichere Schuldbriefe von unde-
kannten und bekannten Personen. Unter den Schuldbriefen, von denen es
heißt: „que l'on peut donner en payement pour les maisons“, befinden sich
sechs von Florian.

Sehr viele Notizen betreffen Angelegenheiten der Einwohner von Ferney in
ihren Beziehungen zum Gutsheeren, und sie können alle, so scheinbar unde-
bütend sie auch sind, doch sehr nützliches Material in der Hand eines ge-
schickten und scharfsinnigen Biographen werden. Es ist daher recht sehr zu
wünschen, daß das Manuskript nochmals verglichen und vollständig veröffent-
licht werde.

Ludwig XVI. und die Girondisten.

Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten“ von Lamartine.

(Fortsetzung.)

Robespierre erhebt sich, ein ernstes Lächeln in seinen Zügen, und spricht
also zu den Jakobinern: „Ich gehöre nicht zu denen, die es für eine Un-
möglichkeit halten, daß ein Minister patriotisch gesinnt sey, sondern empfangen
mit Vergnügen die im Interesse der Nation gemachten Prophezeiungen.
Wenn er diese Prophezeiungen wahr gemacht, wenn er die Feinde, denen
seine Vorgänger und jene, trotz der Vertreibung einiger Minister, die Regie-
rung auch jetzt noch gegen die Nation aufreizenden Verschwörer Waffen gegen
die Patrioten in die Hand gegeben haben, zerstreut hat: dann, aber auch nur

*) So im Original unrichtig statt 176,979 addirt.

dann ist es, meiner Meinung nach, an der Zeit, ihm das verdiente Lob zu spenden; aber selbst dann werde ich nicht ansetzen, zu behaupten, daß jeder andere gute Bürger dieser Gesellschaft seines Gleichen ist. Das Volk ist allein groß, allein ehrwürdig in meinen Augen! Die Spielzeuge der materiellen Gewalt verschwinden vor ihm. Wenn ich daher die Forderung stelle, daß man den Eintritt des Ministers in diese Gesellschaft nicht durch besondere Huldigungen bezeichne, die nur das Sinken des Volksgeistes bekrunden würden, so geschieht es nur aus Achtung für das Volk, aus Achtung für den Minister selbst. Er verlangt unseren Rath, unseren Beistand. Was mich betrifft, so verspreche ich, ihm Rathschläge zu geben, die für die Regierung und für das öffentliche Wohl von großem Nutzen seyn werden. Ich fürchte für diese Gesellschaft die Gegenwart keines Ministers, aber ich erkläre, daß, sobald ein Minister hier einen größeren Einfluß erlangen sollte, als irgend ein anderer Bürger, ich den Antrag auf seine Ausweisung stellen werde. Hiervon werde ich nicht abgehen.“ Robespierre verläßt die Rednerbühne. Dumouriez wirft sich ihm in die Arme. Die Versammlung erhebt sich, die Tribünen besetzen durch ihren Beifall diese brüderliche Umarmung, in der man ein Wahrzeichen für die Einheit der Macht und des Volkes sieht.

Hierzu kam noch, daß der König an die gesetzgebende Versammlung einen Brief schrieb, der mehr wie eine Abdankung zu Gunsten der Meinung, als wie ein konstitutioneller Akt freier Macht ausfiel. Er betraf den Wechsel des Ministeriums und enthielt unter Anderem die Worte: „Ich habe die abtretenden Minister durch Männer ersetzt, die bei der öffentlichen Meinung in Gunst stehen“ (die Girondisten). „Die Versammlung hat mir so oft wiederholt, daß nur durch diese Partei die Ordnung wiederhergestellt und die Gesetze gehandhabt werden könnten, daß ich es für meine Pflicht gehalten habe, dieser Stimme Folge zu leisten, damit der Böswilligkeit fernerhin kein Vorwand bleibe, an meinen Wünschen und Bestrebungen für die Wohlfahrt und das Glück des Vaterlandes zu zweifeln.“ — Die Versammlung empfing dieses Schreiben mit allgemeiner Beistimmung; es schien jetzt die vollkommenste Harmonie in den Sitzungen des Staatsraths zu herrschen. Der König setzte die neuen Minister durch seinen ausdauernden Fleiß und seine Geschicklichkeit in den Geschäften in Erstaunen. Mit Jedem redete er in seiner Sprache; Roland befragte er über seine schriftstellerischen Arbeiten, Dumouriez über seine Abenteuer, Clavière über die Finanzen. Madame Roland machte ihrem Gemahl diese Plaudereien zum Vorwurf, indem sie ihn antrieb, die Zeit auszubehüten und über alle Diskussionen ein strenges Protokoll zu führen, damit er durch ein solches authentisches Register seine einstige Verantwortlichkeit retten könnte. Ja, sie verleitete ihn zu einem Schritt, den man als ihr einziges Verbrechen oder vielmehr als die einzige Verirrung, zu der sie ihr Haß trieb, betrachten kann; sie überredete nämlich ihren Gemahl, an den König einen vertrauensvollen Brief voller patriotischer Warnungen und Rathschläge zu schreiben, zugleich aber davon eine Kopie aufzubewahren, die später zu einer Anklage gegen den König und als ein Beweismittel für seine eigene Unschuld benutzt werden könnte. Diese hinterlistige Vorsicht war eine Falle, die einer geheimen Denunciation ziemlich gleichkam und mit dem sonst ehrenwerthen Charakter völlig in Widerspruch stand. Der für die späteren Ereignisse so inhaltsschwere Brief schloß mit den Worten: „Als Bürger und als Minister bin ich dem Könige Wahrheit schuldig, und Nichts wird mich verhindern, gegen diese Pflicht zu sündigen. Ich fordere daher, daß für die Verhandlungen des Staatsraths ein Secretair bestellt werde, der dieselben zu Protokoll nehme. Die verantwortlichen Minister bedürfen einen Zeugen für ihre Gesinnungen. Wenn dieser Zeuge existierte, so würde ich mich nicht schriftlich an Ew. Majestät wenden!“ —

Als dieser Brief, dessen letzte Phrase unter der Unbestimmtheit des Ausdrucks den abföhrlichen Gebrauch verhüllte, den Roland davon eines Tages machen wollte, vorgelesen wurde, lehnte sich die Großherzigkeit Bergniaud's mit aller Kraft dagegen auf. Die soldatische Offenheit Dumouriez's war darüber empört. Der König aber hörte der Vorlesung mit der Gleichgültigkeit eines Mannes zu, der sich bereits daran gewöhnt hat, Beleidigungen ungefragt zu ertragen. Die Girondisten wurden in den geheimen Abend-Gesellschaften bei Madame Roland in das Geheimniß eingeweiht und mußten gute Miene zum bösen Spiel machen.

Diese Abend-Gesellschaften fanden viermal wöchentlich, jeden Tag vor der Sitzung des Staatsraths, statt und hatten besonders den Zweck, sich über die Art und Weise des Benehmens und die Wahl der Worte gegen den König zu berathen. Hier machten Bazot, Guadet, Bergniaud, Gensonné, Brissot den größten Einfluß auf die Minister geltend, durch die sie dann weiterhin indirekt auf den König und auf die National-Versammlung einwirkten. Was Dumouriez betrifft, so wurde er ihnen bald verdächtig. Sein Geist entschlüpfte ihrer Herrschaft durch seine Größe und Feinheit, und sein Charakter wehrte durch seine Glätte und Undurchdringlichkeit ihren Fanatismus ab. Madame Roland, obgleich durch seine Eleganz für ihn eingenommen, bezahlte diese Theilnahme doch mit Gewissensbissen; denn sie fühlte eben so sehr die Nothwendigkeit dieses genialen Mannes für ihre Partei, als die Gefahr desselben für die Republik. Das letztere Bedenken überwog jede Rücksicht und brachte sie zu dem Entschluß, den Funken des Mißtrauens und der Eifersucht in die Seelen ihrer Freunde zu werfen. So verwickelten sich die Verhältnisse immer mehr. Die Führer der Girondisten forschten, bisher noch unschlüssig zwischen der Monarchie und der Republik hin- und herschwankend, nach Symptomen der Macht bald in der Versammlung, bald bei dem Könige nach. Als sie dieselbe auf der Seite des Throns nicht fanden, so hielten sie die Untergrabung des Throns für sicherer als seine Befestigung und näherten sich deshalb mehr und mehr den Parteimännern. Da sie jedoch durch ihren Einfluß auf Roland, Clavière und Servan sich fast als Meister des Staatsraths

betrachten mußten, so theilten sie auch bis zu einem gewissen Punkte die Verantwortlichkeit dieser drei Minister, und sie konnten sich nicht wundern, als die Jakobiner anfangen, sie über die Akte eines Ministeriums, das ganz in ihren Händen war, zur Rechenschaftsablegung aufzufordern.

Noch gefährlicher wurde die Lage Dumouriez's, der, zwischen den König und die Girondisten gestellt, sowohl den Letzteren als den Jakobinern von Tage zu Tage verdächtiger wurde, und zwar nicht nur in Rücksicht auf seinen Patriotismus, sondern auch in Betreff seiner Redlichkeit. Er hatte seine Popularität und sein Ansehen bei den Jakobinern benützt, um beim Antritt seines Ministeriums an die Versammlung den Antrag auf Gewährung einer Summe von 6 Millionen Francs geheimer Fonds zu stellen, deren Bestimmung anscheinend in der Besetzung ausländischer Kabinette, in der Trennung der künftigen Mächte von der Coalition und in der Verbreitung revolutionärer Ideen in Belgien bestand. Dumouriez wußte allein, durch welche Kanäle diese Millionen Abfluß hatten. Sein Privatvermögen war zerrüttet, seine Neigungen kosteten viel Geld. Hierzu kam noch, daß er nicht nur ein sehr vertrautes Verhältnis mit der verführerischen Madame Beauvert, der Schwester Rivarol's, unterhielt, sondern auch in inniger Verbindung mit Männern ohne Sitten und Grundsätze stand: Alles dies, so wie vielerlei Gerüchte, die über ihn zirkulirten, setzten seinen Charakter in den Augen der Madame Roland und ihres Gemahls tief herab. Die Rechtschaffenheit ist die Tugend der Demokraten, denn das Volk sieht vor allen Dingen auf die Hände derer, die es regieren. Die Girondisten, in dieser Rücksicht von wahrhaft antiker Reinheit, mußten durch den Leichtsin Dumouriez's aufs tiefste empört werden. Gensonné und Brissot ließen ihn deshalb bei Roland Andeutungen darüber hören. Roland selbst glaubte sich durch sein Alter und durch seine Grundsätze für berechtigt, ihm ins Gedächtnis zurückzurufen, daß ein Mann, der der Deffentlichkeit angehöre, vor allen Dingen den Forderungen der Sittlichkeit und den Beispielen der republikanischen Integrität Achtung schulde. Der Mann des Kriegs zog diese Vorwürfe ins Scherzhafte, indem er Roland erwiderte, daß er den Patriotismus wie ein Feld, nicht wie ein Juritaner, auffasse. Aber die Trennung war einmal geschehen. Dumouriez besuchte von diesem Tage ab keine Abendgesellschaft bei Madame Roland. Diese jedoch konnte durch den höheren Instinkt ihres Geistes und ihres Geschlechts das menschliche Herz zu gut, um sich über die Gesinnungen des Generals zu täuschen. „Die Stunde ist gekommen“, sagte sie unerschrocken zu ihren Freunden, „Dumouriez zu stürzen. Wenn man solche Vorwürfe einem solchen Mann gemacht hat und vergeblich gemacht hat, so muß man den ersten Streich führen, um nicht selber angegriffen zu werden.“

Sie hatte richtig geahnt und wahr gesprochen. Dumouriez, dessen Scharfblick hinter den Girondisten eine stärkere und kühnere Partei erblickt hatte, als die ihrige war, fing von diesem Augenblick an, sich näher an die Leiter der Jakobiner anzuschließen. Mit Recht ging er von der Voraussetzung aus, daß der Haß, der die Parteien trennte, stärker sey als der Patriotismus, der sie verband, und daß, wenn er der Eifersucht Robespierre's und Danton's gegen Brissot, Pétion und Roland Nahrung zuführte, er in den Jakobinern selbst eine Stütze für die Regierung erwerben könnte. Er liebte den König und beklagte die Königin, alle seine Vorurtheile waren für die Monarchie. Aber er würde noch stolzer gewesen seyn, wenn er die Republik, ohne dem Thron zu schaden, hätte retten können, als den Thron auf Kosten der Republik wiederherzustellen. Hierin bestand das Prinzip seines Handelns. Geschickt, wie er war, in der Beherrschung und Leitung der Menschen, und kein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke verschmähend, faßte er den Plan, die Girondisten, welche, indem sie den König unterdrückten, auch ihn bedrohten, zu verlassen und einige Stufen tiefer die Popularität zu suchen, deren er gegen jene bedurfte. Es war ein genialer Plan, und er gelang. Seit dieser Zeit datirt sich seine Verbindung mit Camille Desmoulins und Danton.

Danton und Dumouriez waren sich nicht nur in ihren guten und bösen Eigenschaften, sondern auch darin ähnlich, daß sie von der Revolution nichts als die Thätigkeit des Kampfs verlangten, deren Rausch für ihre Natur ein dauerndes Bedürfnis war. Um die Prinzipien kümmerten sie sich wenig; die Revolution war für sie ein Schlachtfeld, in dessen Getümmel sie sich wohl fühlten und groß dünkten. Aber eben deshalb würde jede andere Revolution für sie denselben Reiz gehabt haben: eine Revolution des Despotismus oder der Freiheit, des Königs oder des Volks. Der Unterschied zwischen ihnen bestand nur darin, daß Dumouriez die Laster und den Leichtsin des Hofes, Danton die Laster und den Uebermuth der großen Menge in sich trug. Es war also nur ein Unterschied der Form in ihren Neigungen, weshalb sie sich auch bald verstanden und eine Verbindung schlossen, die öffentlich oder im Geheimen bis zur Verbannung des Einen und bis zum Tode des Anderen dauerte. Auch Camille Desmoulins, der Freund Danton's und Robespierre's, enthußiasmirte sich für Dumouriez und machte seinen Namen in seinen Pamphlets populärer. Die Partei Orleans, durch Sillery, Lacroix und Frau von Genlis mit den Jakobinern vermittelt, suchte ebenfalls die Freundschaft des neuen Ministers. Was Robespierre betrifft, dessen Politik in einer geschickten und consequenten Zurückhaltung von allen Parteien bestand, so bewies er gegen Dumouriez weder Freundschaft noch Feindschaft, aber er empfand eine geheime Freude, in ihm einen Gegner seiner Feinde erkennen zu sehen. Nie richtete er eine Anklage gegen ihn, denn es ist schwer, den lange zu hassen, der der Feind unserer Feinde ist.

Am stärksten richtete sich der Haß Robespierre's gegen Brissot, der ihm darin nicht nachstand. Die Sitzungen der Jakobiner und die öffentlichen Blätter waren der dauernde Schauplatz der Kämpfe und der Verhöhnungen dieser beiden Männer. In gleichem Ansehen bei der Nation, von gleichen Talenten auf der Rednerbühne, hatten sie vor einander eine gewisse Furcht,

selbst indem sie sich angriffen, und versuhren daher selbst in ihren gegenseitigen Beleidigungen mit einer gewissen äußeren Schonung. Aber ihre innere Erbitterung nagte nur desto mehr an ihrer Seele, je mehr sie sie zu unterdrücken bemüht waren, und brach zuweilen, wenn sie zu mächtig in ihnen wurde, desto stärker hervor. Pétion, der zugleich der Freund Robespierre's und Brissot's war, bei den Jakobinern beliebt und mit Madame Roland vertraut, benutzte seine Popularität, um sich zwischen den beiden Parteien im Gleichgewicht zu halten und sie selbst, wo möglich, mit einander auszuföhnen. „Auf beiden Seiten“, sagte er einmal nach einer stürmischen Sitzung, in welcher jener Haß zum vollen Ausbruch gekommen war, „auf beiden Seiten sehe ich meine Freunde.“ Er versuchte eine, wenn auch nur vorläufige Versöhnung und brachte es wenigstens zu einem kurzen Waffenstillstande. Aber Guadet und Brissot ließen ihre Reden mit beleidigenden Zusätzen gegen Robespierre drucken, und am 30. April brach der Sturm bei Gelegenheit einer Frage über die Denunciationen ohne Beweis von neuem aus.

„Zieht den Euch vorgelegten Antrag in Ueberlegung“, sagte Robespierre. „Die Majorität ist hier auf Seiten einer Partei, die uns mit diesem Mittel zugleich verleumben und unsere Anklagen zum Stillschweigen bringen will. Wenn Ihr den Beschluß faßt, daß es mir untersagt sey, mich gegen die Journalisten zu vertheidigen, die sich gegen mich verschworen haben, so verlasse ich diese Versammlung und ziehe mich für immer in die Verborgenheit zurück.“ — „Robespierre, wir folgen dir!“ rufen die Frauen auf der Tribüne. „Man hat die Rede Pétion's benutzt“, fuhr er fort, „einige Artikel voller Verleumdungen gegen mich zu verbreiten. Pétion selbst ist darüber voller Unwillen. Leset die Artikel des Journals Brissot's, so werdet Ihr finden, daß man mir einen Vorwurf daraus macht, daß ich mich in meinen Reden immer an das Volk wende.“ Wahrhaftig, man wird den Namen des Volks nicht mehr aussprechen dürfen, ohne Gefahr, für einen Parteigänger oder Tribun zu gelten. Man vergleicht mich mit den Gracchen. Man hat Recht, mich mit ihnen zusammenzustellen. Was wir Gemeinsames haben, wird vielleicht unser tragisches Ende seyn. Das ist wenig; aber man macht mich auch für eine Schrift Marat's verantwortlich, die mich als Tribun bezeichnet, indem sie Feuer und Schwert predigt. Habe ich jemals mich zu solchen Grundsätzen bekant, und bin ich schuldig der Uebertreibung eines so überspannten Schriftstellers als Marat?“

Bei diesen Worten fordert La source, ein Freund Brissot's, das Wort; es wird ihm verweigert. Merlin stellt die Frage, ob der gestern beschworene Friede nur die eine Partei zur Ruhe verpflichte, der anderen aber die Erlaubniß gebe, gegen Robespierre alle erdenkliche Beleidigungen und Verleumdungen zu veröffentlichen? Die Versammlung geräth in Aufruhr und gebietet den Rednern Schweigen. Legendre klagt über die Parteilichkeit des Büreaus. Robespierre verläßt die Rednerbühne, nähert sich dem Präsidenten und richtet mit drohenden Geberden an ihn Worte, die aber unter dem Toben der Menge und den zwischen den Tribünen ausgetauschten Beleidigungen verloren gehen. „Woher diese Erbitterung der Intriganten?“ gegen Robespierre?“ ruft nach Wiederherstellung der Ruhe einer aus seiner Partei. „Weil er allein im Stande ist, sich gegen eine Partei zu erheben, die sie zu bilden wünscht. Ja, in Revolutionen muß es Männer geben, die mit völliger Entäußerung ihrer selbst sich als freiwillige Opfer den Parteigängern entgegenstellen. Aber das Volk muß sie unterstützen. Ihr habt sie gefunden, diese Männer; sie heißen Robespierre und Pétion. Werdet Ihr sie ihren Feinden als Beute lassen?“ — „Nein! Nein!“ rufen Tausende von Stimmen, und ein vom Präsidenten in Vorschlag gebrachtes Dekret bestimmt, daß Robespierre von Brissot verleumbet worden sey. (Fortsetzung folgt.)

Indischer Archipelagus.

Die Engländer in Borneo.⁶⁶⁾

I. Neuere Unternehmungen gegen die Seeräuber.

Folgender Brief des Befehlshabers des englischen Kriegsschiffes „Jris“, datirt von der Höhe von Borneo vom 28. August 1846, wird mit Interesse gelesen werden, wenn man damit vergleicht, was wir in Nr. 23 des Magazins von d. J. über die Seeräubereien in diesem Theile des indischen Archipelagus gesagt haben.

„In meinem letzten Briefe gab ich Ihnen die Geschichte von dem neulichen Vorrücken unseres Geschwaders gegen die seeräuberischen Illanun, von ihrer Niederlage und von der Zerstörung ihrer festen Plätze an den Flüssen Tampassuk und Pandassin. Ich will Ihnen nun einen Ueberblick über die nachfolgenden Operationen der „Jris“ gegen Hadschi Samon, den General des Sultans, geben, welcher, in Verbindung mit den Seeräubern, die Feindseligkeiten gegen die den Engländern befreundeten eingeborenen Stämme fortsetzte. Gerade dieser Offizier hatte die Haupt-Batterie besetzt, welche bei dem Angriff der Bruni, im vergangenen Juni, auf unser Geschwader feuerte.

„Am 12ten h. trennte ich mich von dem Oberbefehlshaber, und kam war uns das Geschwader außer Gesicht, als ich Lieutenant Little mit meinen Bötten

und fünfägiger Provison mit der Ordre fortschickte, die Zeit über längs der Küste zu kreuzen und sich 100 Meilen (engl.) südlich mit wieder anzuschließen. Die Befehle des Admirals gingen dahin, nach meinem Gutdünken die Illanun-Schurken zu Wasser und zu Lande zu bekriegen und auf den erwähnten Hadschi Samon ein aufmerksames Auge zu haben; denn dieser hatte dem Sultan vornehmlich zu seinen feindlichen Maßregeln gegen uns gerathen und, wie uns berichtet worden, irgendwo unter den Seeräuber-Stämmen Zuflucht gesucht.

„Am 12ten warf ich Anker zu Ambong, und Lieutenant Little vereinigte sich mit mir. Er hatte ein Seeräuber-Boot erbeutet und zerstört und ein großes Illanun-Dorf verbrannt, nachdem er zuvor von einer bedeutenden Menge Seeräuber, die vom Ufer aus Speere auf die Bötten warfen, aber endlich mit dem Verlust von mehreren Todten und Verwundeten zurückgetrieben wurden, einen Angriff ausgehalten hatte. Auf unserer Seite war Niemand verwundet, obgleich die Speere in den Flanken unserer Schiffe steckten, da diese Burschen, die bis auf zehn Ellen Entfernung von der Pinasse herbeisürzten, ihre Wurfspeere schleuderten und ihre großen hölzernen Schilde emporhielten, um sich gegen das Gewehrfeuer zu schützen.

„Am 13ten h. ankerten wir bei Kimanis, wo Brooke die Nachricht bekam, daß Hadschi Samon sich in Rambacut, nur sechs Meilen entfernt, verschanzt habe, und daß neun Kanonenbötte, die von Borneo aus, ihn anzugreifen, abgeschickt seyen, seine Stellung zu stark gefunden und deshalb beschloßen hätten, bis zur Ankunft der Fregatte auf der Höhe von Kimanis zu bleiben. Ich ertheilte demnach Herrn Little die nöthigen Anweisungen, sich bei Anbruch des folgenden Tages mit allen Bötten der „Jris“, von den Rotters des „Phlegeton“ begleitet, in Bereitschaft zu halten und zum Angriff gegen den bezeichneten Häuptling, wo er auch gefunden werden möchte, vorzurücken. Brooke und ich, wir begannen unsere Thätigkeit damit, daß wir an den Deyal-Häuptling einen Boten schickten und ihm unseren Wunsch ausdrückten, Hadschi Samon aufzugeben und ein freundschaftliches Verhältnis mit uns einzugehen. Ein unverschämtes Stück Prahlerei ward uns zur Antwort, indem er uns aufforderte, ihn zu holen, mit der Bemerkung, daß sie sich vor unseren Schüssen nicht fürchteten, die sie vielmehr mit ihren Händen auffangen und auf unsere Bötten zurückwerfen würden.

„Weder Brooke noch ich selbst hatten die Absicht, an der Expedition irgend einen thätigen Antheil zu nehmen; allein der unvorhergesehene und, wie ich hinzufügen muß, außerordentliche Umstand der plötzlichen Ankunft von 30 Kriegsfahrzeugen mit 20 Kanonen und etwa 400 Mann unter ihren Anführern, welche die umherliegenden Bezirke bis auf 20 Meilen bewohnen und in der Absicht kamen, dem englischen Radschah ihren Respekt zu beweisen und, in ihrer ängstlichen Besorgniß wegen des rechtmäßigen Verkehrs, uns ihre Wünsche, Englands Freunde zu seyn, zu wiederholen — veränderten gänzlich den Stand der Dinge. Brooke erklärte mit seiner gewohnten Entschiedenheit, nach einer längeren Unterredung mit ihren Häuptlingen, wie er sie für rechtschaffene Leute halte und es unsererseits unpolitisch wäre, den bereitwilligen Beistand auszuschlagen, und daß er sie vielmehr zu begleiten wünsche. Wie natürlich, fügte ich mich sogleich darein, und es wurde die Anordnung getroffen, daß wir zusammen die Sique (Staatsboot) besteigen sollten, um so unser unbedingtes Vertrauen in ihre Treue an den Tag zu legen, während Lieut. Little beständig seine Macht dicht gedrängt zusammenhalten konnte, um bei dem ersten Schein von Verrätherei handelnd einzuschreiten.

„Am 18ten h., fünf Uhr Morgens, waren die Bötten in Bewegung. Um acht Uhr setzte ich über die Barre in einer schönen neuen Sique, welche der Admiral mir gab, indem uns der vornehmste Pangerang (Häuptling) unserer neuen Bundesgenossen das Fahrwasser zeigte. Lieut. Little's Abtheilung kam zunächst und etwa eine Viertelmeile dahinter die ansehnliche Flotte von Rähnen. Es gewährte einen pittoresken Anblick, als die Bötten hinter einander mit ihren bunten Wimpeln und langen Fahnen durch die Brandung dahintauschten und dann über die glatte Spiegelfläche des Stromes schossen und ihre angewiesene Stellung einnahmen, welche unter dem Befehl meiner Kanonen und Raketen wohl gesichert war.

„Unsere Schiffe gingen nun an, gegen eine stark eintretende Ebbe anzukämpfen, und nach dreistündigem starken Rudern zeigte sich in großen herabschwimmenden Flößen der erste Versuch, unsere Fortschritte zu hemmen, und bald darauf wurde der Knall von Kanonen in der Ferne gehört. Indem wir hurtig um eine Ecke ruderten, um einem der Flöße auszuweichen, während die Sique an 50 Ellen vor der Haupt-Abtheilung voraus war, kamen wir auf einmal an eine lange Reihe dicker Bambuspfähle, die mittelst einer daran hängenden ungeheuren Stange quer über den Fluß besetzt waren, wegen des Drucks der Strömung aber hin und her schwankten. Diesen Schutzmitteln gegenüber, nur 80 Ellen entfernt, war ein Fort errichtet worden, welches sogleich, als es unserer Bötten ansichtig wurde, zu feuern anfieng. Bevor der Feind wieder laden konnte, ruderte ich zurück zu den Kanonenböten und befaß Herrn Little, vorzurücken und anzugreifen. Ihm folgten bald die Barke und der Kutter, und das Gefecht wurde allgemein; Kanonenschüsse, Raketen und Gewehrfeuer erfolgten. Wegen der starken Strömung vergingen jedoch zehn Minuten bevor mein erster Lieutenant die kurze Entfernung erreichen konnte, und als er endlich das Fort einnahm, fand er, daß es bloß mit kleinen Drehbassen ausgerüstet worden war, welche die Vertheidiger ins Gefiräch zu bringen gesucht hatten. Einer von unseren eingeborenen Verbündeten erkannte Hadschi Samon und seine borneosischen Unteroffiziere in der Batterie.

„Nachdem wir das Fort niedergedrungen und die Magazine, den Kriegs-

⁶⁶⁾ Brissot hatte in einer Rede unter Anderem auch mit Rücksicht auf Robespierre gesagt: „Erinnert Euch, was Aristides und Ptolemaeus waren: diese hatten nicht auf der Rednerbühne ihr Lager aufgeschlagen, sie waren auf ihrem Posten, sowohl auf dem Schlachtfelde als in der Volksversammlung“; worauf ein ironisches Lächeln über die Gesichter der Girondisten zog, die nämlich Robespierre anklagten, daß er seinen Posten in der Gesehe im Stiche lasse.

⁶⁷⁾ So nannte nämlich Robespierre die Girondisten.

⁶⁸⁾ Vgl. Nr. 19 des Magazins.

vorrath u. s. w. zerstört hatten, rückten wir ohne Zeitverlust weiter vor, und indem wir, beim Passiren einer schmalen Bucht, einen Kahn wahrnahmen, der zu entfliehen versuchte, stürzten wir uns auf denselben und erbeuteten ihn, wobei die fliehende Mannschaft ihre Lanzen, Beile und Sumpetans, d. i. Köcher mit vergifteten Pfeilen, zurückließ.

„Es zeigte sich nun vor uns eine sehr schöne Landschaft. Das Innere der Häuser war überaus sauber — Matten, Dresch- und Strickmaschinen, gewöhnlicher Hausrath und andere Geräthe, Alles in der vorzüglichsten Ordnung; und wären nicht die zahlreichen Menschenköpfe gewesen, die in regelmäßigen Fesseln von der Decke herabhängten, während die Schenkel- und Armbnochen die Zwischenräume einnahmen, wie noch andere der wildesten Klasse der Deyaks eigenthümliche Zierden, so würde ich mich selbst in ein gebildetes Land verfehlt geglaubt haben.

„Am drei Uhr Nachmittags, als wir an eine Krümmung des Flusses kamen, bot sich unseren Blicken ein prächtiges Wohnhaus dar, dessen Veranda eine Fronte von 200 Fuß bei einer Breite von 20 Fuß hatte. Es stand dicht am Flusse und war zum Theil hinter Kokosnussbäumen verborgen. Einer derselben war abgehauen und daraus eine Art Verhan gemacht worden, hinter welchem, beim Vorrücken unserer Böte, eine verdeckte Batterie eröffnet wurde. Diese Kanonen wurden schnell zum Schweigen gebracht, und ich sprang bald nachher, die Büchse in der Hand, ans Land. Der Feind floh ins Innere, seine Getödteten und Verwundeten mitschleppend. Das Haus stand bald in Flammen, und mit den inneren Verzierungen verbrannten auch 50 Menschenköpfe und eben so viele Päckchen Menschenknochen, von denen viele offenbar die letzten Geschenke der vornehmen Deyaks an ihre Geliebten waren. Sie müssen nämlich wissen, daß kein vornehmer junger Mann seine Bewerbungen an eine Schöne richten darf, ohne zu den Füßen des erlösenden Mädchens in demselben Augenblick, wo er Hand und Herz anbietet, ein mit Menschenköpfen angefülltes Netz niederzulegen.

„Am vier Uhr Nachmittags schlugen wir für die Nacht ein Zelblager auf, und am 17ten früh Morgens schwamm ein Deserteur von Hadshi Samon schräg über den Fluß nach unserem Lager und benachrichtigte uns, daß sich dieser Häuptling in Verzweiflung nach den Häusern an dem oberen Theil des Flusses zurückgezogen habe. Mit Tages Anbruch waren wir ihm deshalb auf der Spur, und nach einer halben Stunde gab ein Freudengeschrei von den vordersten Rähnen das Signal, daß der letzte Zufluchtsort des Feindes sichtbar sey. Noch wenige Kugelschläge und unsere Kanonen und Raketen fingen zu spielen an, und nach einer vergeblichen Anstrengung des entschlossenen Häuptlings, mit Gewehrfeuer und Sumpetans unser stetiges Vorrücken zu hemmen, ward er genöthigt, seine Fesung zu verlassen und in der Wildniß sein Heil zu suchen.

„Nachdem wir alle Gebäude derjenigen Einwohner, welche gegen uns Partei ergriffen, verbrannt hatten, kehrten wir auf dem Flusse zurück und waren bei Sonnenuntergang am Bord des Schiffes. Unser Verlust bestand in einem getödteten Matrosen von der „Iris“ und vier Verwundeten; außerdem waren zwei vom „Pflegeton“ und acht von den verbündeten Eingebornen verwundet.

„Die Anführer der Eingebornen gaben uns auf dem „Pflegeton“ ein Rendezvous, wo wir sie bis zum späten Abend bewirtheten. Jeder derselben schwur, die Personen und das Eigenthum aller schiffbruchleidenden oder verunglückten Europäer, welche an ihre Küste getrieben werden sollten, zu beschützen; und ich hoffe wirklich, daß in dem guten Werke der Sicherung dieser Gewässer für den friedlichen Verkehr ein Anfang gemacht sey. Die wundervolle Wirkung der Congreveschen Raketen gab ihnen eine Vorstellung von unserer Macht, während unser gleichmäßiges Wohlwollen gegen alle nicht-seeräuberischen Stämme unser aufrichtiges Bestreben, gegen die Guten freundlich zu seyn, offen an den Tag legte. G. Rodney Mundy.“

II. Labuan, die neue britische Erwerbung.

Folgende Einzelheiten sind über die Besiznahme dieser dicht bei Borneo gelegenen Insel und ihres Hauptortes in London eingegangen:

„Capitain Mundy, welcher das Geschwader an der Küste von Borneo befehligte, kam am 16. Dezember in Begleitung des „Wolf“ und „Hazard“ zu Sarawat an. Brooke schiffte sich unmittelbar nachher im „Hazard“ ein und ging nach Singapore, um mit dem Oberbefehlshaber eine Konferenz zu halten, und die „Iris“, so wie der „Wolf“, segelten nach dem Borneostusse. Die Schiffe ankerten vor dem Eingange, und am 18ten kam Capitain Mundy mit allen bewaffneten Böten und Seesoldaten nach der Hauptstadt und schloß mit dem Sultan einen Vertrag ab, nach welchem die Insel Labuan auf immer an England abgetreten und wegen Unterdrückung der Seeräuberi längs der Küste Verträge geschlossen wurden. Am 14ten desselben Monats wurde die Insel im Namen der Königin von England mit den üblichen Ceremonien in Besitz genommen. Die „Iris“ und der „Wolf“ salutirten, Seesoldaten und bewaffnete Matrosen landeten, und Pangeran Mourmea, der Premier-Minister, nebst allen Haupt-Radschahs, Vornehmen und einigen Hundert Borneanern, warteten am Ufer, und ihre malerischen Proas (Schaluppen), welche dicht am Ufer vor Anker lagen, machten mit Wimpeln und Fahnen einen schönen Eindruck. Capitain Mundy richtete an die Eingebornen eine kurze Anrede, welche Lieut. Heath ins Malapische übersezte und welche allgemeine Befriedigung zu gewähren schien, indem die große Majorität ihre eifrigen Wünsche für den Schutz gegen die Seeräuber und für einen friedlichen Verkehr an den Tag legte. Hierauf wurde den Eingeborenen, dem Fürsten

wie dem Volke, unter Zelten, die auf der Paisley-Spiße errichtet worden, ein Gastmahl gegeben und die Schmauserei bis Sonnenuntergang fortgesetzt, wo sich die Muselmänner auf ihre Flotte zurückzogen. Pangeran Mourmea und alle Vornehmen besuchten die „Iris“ am folgenden Tage und kehrten darauf nach Bruni zurück. Die Seeräuber waren seit den entscheidenden Operationen des Sir E. Cochrane im Juli nicht erschienen, und es steht zu hoffen, daß die Schifffahrt von nun an sicher seyn wird. Der Handel hatte aufs günstigste begonnen, und Alles bewies die Zweckmäßigkeit des von jenem ausgezeichneten Manne, dem Herrn Brooke — dem großen Lord Radschah, wie ihn die Eingebornen nennen — erteilten Rathes. Der Sultan gab dem Capitain Mundy seinen Wunsch zu erkennen, der „Iris“ einen Besuch abzustatten, und am Tage der letzten Nachricht wurden Vorbereitungen zum Empfange Sr. Hoheit getroffen.“

Mannigfaltiges.

— Prosaische Uebersetzung der Frithjofsage. Es ist schon früher einmal *) in diesen Blättern von dem Verfasser der vorliegenden prosaischen Uebersetzung der Frithjofsage von Elias Tegnér die Rede gewesen. Damals handelte es sich von einer Auswahl der vermischten Gedichte des Letzteren, unter denen sich auch die „Nachtmahlskinder“ und „Arel“ befinden. Jetzt haben wir über eine ähnliche Bearbeitung der Frithjofsage **) zu berichten. Sie ist, wie erwähnt, in Prosa mit nebenstehendem schwedischem Texte, das Ganze in sehr gefälliger Ausstattung. Man kann Vielerlei wider und für eine prosaische Uebersetzung von Gedichten sagen; ein Verdienst bleibt ihr indessen gewiß, das nämlich, den wahren und — wenn er an sich, wie hier, wirklich poetisch ist — eigentlich dichterischen Inhalt des fremdzüngigen Dichters einfach und in möglichster Treue wiederzugeben. In dieser Rücksicht ist eine Uebersetzung in Prosa stets eine Art von Prästige für den reinen Gostgehalt der Dichtung. Denn in dieser Gestalt muß es sich zeigen, ob die Poesie nur in der poetischen Form liegt, oder ob die darin enthaltenen Gedanken, Empfindungen und Anschauungen selbst poetisch sind. Es versteht sich aber hierbei von selbst, daß dann auch die ungebundene Rede in der That eine solche sey, d. h. daß sie, dem Stil und der Wortbedeutung nach vollkommen, nicht der Sprache angehört, aus welcher, sondern in welche die Dichtung übertragen ist. In dieser Beziehung nun ist die vorliegende Uebersetzung größtentheils als sehr gelungen zu bezeichnen. Nur Eines hätten wir aus dem Ganzen herausgewünscht, nämlich eine Art von Germanomanie, die sich sowohl in der Wortfügung als in der Orthographie bemerkbar macht. Dort zeigt sie sich besonders in einem Streben nach gedrungener Kürze, das oft die Gränze des Anmuthigen überschreitet, da es der Rede nicht selten an rhythmischem Flusse fehlt, der die Prosa so schön machen kann; hier in der durch Jakob Grimm in die „wissenschaftliche“ deutsche Grammatik eingeführten Manier, theils alle Wörter, mit Ausnahme der Eigennamen, klein zu schreiben, theils das h nach einem t auszulassen, und in anderen Kleinigkeiten, die sehr stören können. Dabei ist der Verfasser nicht einmal konsequent, eben so wenig wie sein Meister in der Orthographie. Er schreibt daher wohl rat, gemüt, tot, mutig, aber daneben doch auch wieder meth, kühn, jahr, theilt, nahm, thron u. s. f. Zu den sonstigen Vorzügen des Buchs ist noch zu rechnen, daß es mit einer großen Fülle von erklärenden Anmerkungen und einer Karte von dem Schauplatz der Sage ausgestattet ist, wodurch dem Verständniß sowohl des Textes wie der Uebersetzung wesentliche Dienste geleistet werden.

— Eine alte englische Parabel. In Lingard's „Alterthümern der Angelsächsischen Kirche“, von denen kürzlich Dr. F. S. in Rom eine gute deutsche Uebersetzung, bevorwortet vom Dom-Dechanten Dr. J. J. Ritter, im Verlage von G. P. Aderholz in Breslau hat erscheinen lassen, findet sich ein ungemein interessantes Bild von der Flüchtigkeit des Lebens und von den höheren Zwecken der Religion: Edwin, der mächtige König von Northumberland, war durch die Liebe zur schönen Edilberga veranlaßt worden, dem Christenthum Zulass in sein Gebiet zu gewähren, und Bischof Paulinus durfte den von Edwin beherrschten Sachsenstämmen das Evangelium predigen. Endlich wurde eine große Volks-Versammlung gehalten, um über Annahme oder Ablehnung des Christenthums zu entscheiden. Hier nun trat ein bejahrter Thar mit den Worten auf: „Wenn Ihr, o König, und Eure Minister mitten im Winter an der Tafel sitzt und ein lustiges Feuer am Feuer in der Mitte der Halle flammt, dann kommt vielleicht ein Sperling — gejagt von Wind und Schnee — zu der einen Thür des Saales herein und entflieht durch die andere. Während des Augenblicks seines Durchganges genießt er die Wärme; ist er aber einmal hinaus, so wird er nicht mehr gesehen. So ist die Natur des Menschen. Wenige Jahre nur ist sein Daseyn sichtbar; aber was vorhergegangen oder was folgen wird, das ist dem Auge der Sterblichen verborgen. Wenn nun die neue Religion irgend eine Belehrung über diese wichtigen Gegenstände giebt, dann muß sie unserer Aufmerksamkeit wohl würdig seyn.“

*) Nr. 140 des verflohenen Jahrgangs.

**) Elias Tegnér's Frithjofsage herausgegeben von Gottfried von Leibniz. Urchrist und Uebersetzung in Prosa. Frankfurt a. M., bei Brönnner, 1846.